GRETIL e-library
© 2008

FILE

Name: Web855__Weber_DieNeuernForschungenUeberDasAlteIndien_HistTB_III-6.pdf
PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl/?gr_elib-116
Type: Searchable PDF/A (text under image)
Encoding: Unicode (no diacritics)
Date: 20.11.2009

BRIEF RECORD

Author: Weber, Albrecht
Title: Die neuern Forschungen über das alte Indien [Vortrag im Berliner wissenschaftlichen Verein, gehalten am 4. März 1854]
Publ. in: *Historisches Taschenbuch.* Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge, sechster Jahrgang, Leipzig : Brockhaus 1855.
Description: pp. 105–144.

FULL RECORD

www.sub.uni-goettingen.de/ebene_1/fiindolo/gr_elib.htm

NOTICE

This file may be copied on the condition that its entire contents, including this data sheet, remain intact.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Sechster Jahrgang.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1855.

Die neuern Forſchungen über das alte Indien.[1])

Dargeſtellt

von

Albrecht Weber.

Die indischen Studien, über deren bisherige Resultate ich heute die Ehre haben werde zu sprechen, können ihr Alter noch nach Jahren messen; kaum deren siebzig sind verflossen, seit die erste, directe Uebersetzung aus dem Sanskrit durch einen Europäer gemacht ward, und erst einige Vierzig, seit die deutsche Wissenschaft sich denselben zuwandte.

Es war im Jahre 1765, daß die Ostindische Compagnie durch den Tractat zu Allahabad ihr erstes souveränes Gebiet, Bengalen, erwarb; seit dieser Zeit selbst regierend, faßte sie den Entschluß, die Inder nach ihren eigenen Gesetzen zu beherrschen. Dies veranlaßte den damaligen Generalgouverneur, Warren Hastings, durch elf Brahmanen einen Auszug aus den wichtigsten Gesetzbüchern machen zu lassen, der mittels des Persischen ins Englische übersetzt, 1776 in London erschien (unter dem Titel: „Code of gentoo law"); in der Vorrede (S. 74 fg.) gibt Halhed, der Herausgeber, die erste ausführliche Nachricht von dem Sanskrit, der Ursprache jener Gesetzbücher, aber nicht nach eigener Kenntniß, sondern nur nach den Mittheilungen jener Brahmanen. Der erste wirkliche Kenner desselben ist Sir W. Jones, der als ein begeisterter Verehrer und Kenner orientalischer Dichtkunst im

Jahre 1783 nach Kalkutta kam, und dessen eifrigen Bestrebungen es bald darauf gelang, die Asiatische Gesellschaft daselbst zu gründen, die fortan in ihren „Asiatic researches" ein Brennpunkt für wissenschaftliche Untersuchungen über Indien ward. Die erste directe Uebersetzung aus dem Sanskrit, die „Bhagavadgîtâ", eine philosophische Episode aus dem großen Epos „Mahâbhârata", lieferte 1785 ein junger Kaufmann, J. Wilkins, und schon zwei Jahre später, 1787, eine zweite, das Fabelbuch „Hitopadeça". Ihm wie Jones fiel alsbald die große Verwandtschaft der grammatischen Structur und des lexikalischen Theiles dieser Sprache mit denen der alten classischen Sprachen auf, und Jones kam hierüber bald zu einer gediegenen Ansicht. Im Jahre 1789 erschien seine Uebersetzung des danach weltberühmten Dramas „Çakuntalâ", dessen zarte Anmuth allgemein das höchste Interesse für eine Literatur erweckte, die im Besitze solcher Perlen war. Es trat nun in Indien eine Epoche der regsten Theilnahme ein, in der Grammatiken, Textausgaben und Uebersetzungen miteinander um den Vorrang stritten. An Jones' Stelle, der 1794 starb, trat als Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen H. Th. Colebrooke, ein Mann von seltenem Scharfsinn und unglaublichem Fleiß, der wol am meisten von allen Europäern in den Geist der Sanskritsprache eingedrungen ist, und neben ihm der jetzt noch lebende, ehrwürdige H. H. Wilson, der im J. 1819 das erste Sanskritlexikon herausgab, von dem jetzt bereits eine dritte Auflage vorbereitet wird.

Auch in Europa war das lebendigste Interesse erwacht, die „Çakuntalâ" mit Begeisterung aufgenommen worden; in der philosophischen Mystik der Inder glaubte man den

Urquell der wahren Weisheit gefunden zu haben. Die Continentalsperre hinderte indeß eine geraume Zeit die Büchereinfuhr aus Indien und England. Durch einen gefangenen englischen Offizier aber, Namens Hamilton, der die in Paris auf der kaiserlichen Bibliothek befindlichen indischen Manuscripte studirte, wurden daselbst mehre Gelehrte direct in die Kenntniß des Sanskrit eingeweiht; unter ihnen auch ein Deutscher uns wohlbekannten Namens, Friedrich Schlegel, dessen im Jahre 1808 erschienene Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", für die damalige Zeit reiche Aufschlüsse gab und schon darum Epoche machte, weil sie zuerst die Möglichkeit zeigte, in Europa ohne Hülfe von indischen Lehrern das Sanskrit sich anzueignen. Deutschland ward fortan die Wiege der Sanskritstudien [2]), insbesondere durch die Thätigkeit zweier berühmter Männer, deren einer noch jetzt unter uns lebt, A. W. von Schlegel's und Franz Bopp's. Schlegel und seine Schule, unter der Lassen's Name hervorstrahlt, machten sich besonders die Herstellung kritischer Texte und die Durchforschung der indischen Literatur und Antiquitäten zur Aufgabe; Bopp dagegen wandte sich ausschließlich der sprachlichen Seite zu, darin nach zwei Richtungen hin gleich schöpferisch wirkend, indem er nämlich theils durch seine höchst zweckmäßig eingerichteten Grammatiken, durch ein Glossar und durch Herausgabe und Uebersetzung verschiedener Episoden des „Mahâbhârata" die Erlernung des Sanskrit allgemein zugänglich machte, theils durch seine Untersuchungen über die Verwandtschaft der indoeuropäischen Sprachen die Wissenschaft der vergleichenden Grammatik begründete, von der (in Gemeinschaft mit Jakob Grimm's deutschen Forschungen) eine neue

Aera unserer gesammten Sprachforschung datirt. Ja, es schien in der That, nachdem die erste Begeisterung verraucht war, und als es sich herausstellte, daß die indische Literatur nur wenig der „Çakuntalâ" und „Bhagavadgîtâ" Gleiches oder wenigstens Aehnliches aufzuweisen hatte, als ob das sprachliche Moment sich als der wesentlichste Gewinn der indischen Studien herausstellen werde und ihr eigener culturhistorischer Gehalt von nur geringem Belang sei. Die anfänglichen Hoffnungen auf große Resultate nach letzterer Richtung hin sahen sich getäuscht und die Theilnahme für die Untersuchungen darüber war im Ermatten; da ging ein neues Licht über sie auf durch das Bekanntwerden mit den ältesten heiligen Schriften der Inder, den „Veda". Bisher hatte man nur die Literatur der letzten Periode indischer Entwickelung kennen lernen, die, bei aller Feinheit, Zartheit und Tiefe im Einzelnen, doch im Allgemeinen den indischen Geist zu sehr in seiner Erstarrung und Entartung zeigt; seit uns aber durch die Thätigkeit F. Rosen's, eines leider zu früh verstorbenen Gelehrten, der ein Muster deutscher Wissenschaft und Sitte war, der Zugang zu jenen alten Liedern der Veda, den ältesten Urkunden der indischen Literatur, geöffnet ist (es geschah dies im Jahre 1838 durch seine Uebersetzung des ersten Achtels der Hymnen des „Rigveda"), seitdem datirt eine neue Epoche der indischen Studien, zumal da ziemlich gleichzeitig damit durch die Liberalität des Königs von Preußen die berliner Bibliothek einen reichen Schatz darauf bezüglicher Manuscripte erlangte. In Deutschland, wie in Frankreich, England, Amerika, und vor allem auch in Indien selbst ist jetzt ein neuer Eifer, ein frisches reges Treiben auf die-

sem Gebiete herrschend, und zwar hauptsächlich unter dem Schutze des Directoriums der Ostindischen Compagnie, das in großartiger Würdigung der wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit dieser Studien dieselben nach allen Seiten hin, in Indien, wie in England und sogar auch in Deutschland, durch Unterstützung von Textausgaben, dem ersten Erforderniß dazu, fördert und antreibt. Noch freilich ist Alles im Beginn, im Werden, der Arbeiter Zahl gering und eine ungeheure Arbeit zu bewältigen, aber die Umrisse und Grenzpunkte derselben lassen sich schon feststellen. Möge es mir denn gelingen, Ihnen im Folgenden anschaulich und klar vorzuführen, was die indischen Studien bereits geleistet haben und welche Aufgaben ihnen noch vorliegen.

In erster Reihe stehen die durch sie gewonnenen Resultate über die Vorgeschichte des indoeuropäischen Völkerstammes. Die Vergleichung der grammatischen Bildung des Sanskrit, insbesondere in seiner ältesten Form, wie es in den Veda vorliegt, mit dem Keltischen, Griechischen, Lateinischen, mit den germanischen, lettisch-slawischen und persischen Sprachen lehrt uns, daß die Structur aller dieser Sprachen eine gemeinsame Grundlage hat, oder mit andern Worten, daß ihnen allen eine gemeinsame Ursprache zu Grunde liegt, und zwar weist uns die Gradation der Laute und Formen auf das Sanskrit als diejenige Sprache hin, welche im Allgemeinen die ursprünglichste Gestalt noch bewahrt, jener Ursprache am nächsten steht und sich am wenigsten von ihr entfernt hat. Diese aus der Identität der grammatischen Bildung erschlossene Ursprache nun bedingt natürlich ihrerseits, daß zu der Zeit, wo sie lebte und gesprochen ward, auch das Volk,

das sie sprach, noch ein einiges war; die einzelnen Völker, wie ihre Sprachen, erscheinen somit als das Resultat einer stufenweise erfolgten Abtrennung von dem indoeuropäischen Urvolk und dessen Sprache, und zwar so, daß die größere oder geringere Gemeinsamkeit der Laute und Formen der einzelnen Sprachen untereinander und insbesondere im Verhältniß zum Sanskrit uns Aufschluß darüber gibt, ob diese Abtrennung derselben von dem gemeinsamen Urstock früher oder später stattgefunden hat. Der Mangel aller historischen Wahrzeichen für jene Vorzeit wird uns somit für jedes Volk durch die Gestalt seiner Sprache ersetzt, die ein vollgültiges objectives Zeugniß abgibt, das durch die geographischen Verhältnisse, die uns dann in historischer Zeit entgegentreten, direct bestätigt wird. Sind nun die grammatischen Verhältnisse und Biegungen gleichsam nur der Knochenbau der Sprache, und vermögen sie uns also kein directes Bild ihres Lebens oder gar des Lebens des Volkes, das sie sprach, zu geben, so sind dagegen die Wörter selbst, der lexikalische Schatz derselben, gleichsam das Fleisch, welches ihren Knochenbau bekleidet, die Nerven, welche ihre Lebensthätigkeit vermitteln. Aus den jenen Sprachen ganz oder theilweise gemeinsamen Wörtern nämlich ergibt sich, daß die durch dieselben bezeichneten Gegenstände bereits Eigenthum, geistiges oder sinnliches, des Urvolkes waren, während die Uebereinstimmung nur einzelner von jenen Sprachen, über Wörter, die in den andern fehlen, ein Zeichen ist, daß die durch sie bezeichneten Dinge oder Vorstellungen erst der Zeit nach bereits erfolgter Trennung von den letztern angehören. Es ist uns ferner auch durch den Umstand, daß das Sanskrit eine große Menge von Wort-

stämmen bewahrt hat, die in den andern Sprachen verloren-gegangen sind, ermöglicht, für eine große Zahl von Wörtern, die sich als Ableitungen aus diesen ergeben, neben ihrer bisherigen für uns rein symbolischen Bedeutung nunmehr auch die ursprüngliche wiederzuerkennen, und so einen Blick zu thun in die Anschauungsweise unserer Vorväter, zu sehen, wie sie für die verschiedenen Gegenstände in unmittelbarer Frische und Naivetät meist den treffendsten, bezeichnendsten Ausdruck gefunden haben. Endlich schließlich verspricht uns die Bekanntschaft mit den alten Liedern, Gebräuchen und Sitten der Inder in der vedischen Zeit auch sogar Anhaltspunkte zu gewähren für die Erkenntniß des religiösen Lebens jener Vorzeit, Fingerzeige über ihre Auffassung der göttlichen Gewalten und Kräfte in der Natur, insofern wir dort einen großen Theil derjenigen Anschauungen wiederfinden, welche uns aus der classischen und germanischen Mythologie bekannt sind, und die sich somit als schon in der gemeinsamen Urzeit wurzelnd ergeben; hier freilich fehlt es noch sehr an Bestimmtheit und sind die Untersuchungen hierüber noch am wenigsten abgeschlossen, noch am meisten auf dem Felde der Vermuthung stehend.

Versuchen wir es denn, in kurzen Zügen das Bild jener Urzeit darzustellen, wie es sich uns nach Anleitung des Bisherigen ergibt.

Die Gemeinsamkeit der meisten Verwandtschaftswörter bezeugt uns, daß das Familienleben bei unsern Urvätern eine sehr ausgeprägte Stellung einnahm; nicht nur für Aeltern, Kinder und Geschwister, auch für Schwägerschaft und Agnaten kehren dieselben Ausdrücke in fast allen indo-europäischen Sprachen wieder. Die Etymologie aus den

im Sanskrit jetzt noch lebenden Wurzeln lehrt uns, daß Vater den Schützenden bedeutet, Mutter die Ordnende, Bruder den Träger, Helfer, Schwester die Sorgliche, Tochter die Melkerin; wodurch wir auf die einfachsten patriarchalischen Verhältnisse hingeführt werden. Lebhafte Viehwirthschaft wird bezeugt durch die gemeinsamen Namen der Kuh (die langsam schreitende), des Ochsen (der befruchtende), des Stiers, der Ziege, des Schafes, der Sau (die fruchtbare), des Rosses u. A. Der Hund (der rasche) beschützte die Heerden, der Wolf (der zerreißende), der Bär (der glänzende, vom Fell) war ihr Schrecken. Die Maus (der Dieb) bestahl die Vorräthe; die Bremse umschwirrte, die Mücke stach, die Schlange kroch. Gans, Ente, Taube, Specht, Kukuk, Fink schnatterten und sangen; der Hahn krähte. Der leichte Hase sprang dahin, der Eber durchwühlte die Erde. Die Wohnung war fest, mit Thüren ausgestattet. Wagen und Boote dienten zur Weiterbeförderung über Felder und Flüsse. Die Aecker wurden mit Pflügen bestellt, Gerste und Weizen boten Mehl und Brot. Kleider, Hausgeräthe und Waffen waren in Fülle da. Schwert, Speer, Messer und Pfeil waren von Erz. Berauschender Meth führte zu fröhlichem Gesang; große Muscheln und Schilfrohr dienten zur Musik. Der Kampf war eine Lust, das Stammbewußtsein ein so mächtiges, daß sogar das Wort Barbar, stammelnd, zur Bezeichnung fremder, andersredender Völker jener Vorzeit schon angehört. Der unterjochte Feind wurde Sklav. An der Spitze von Vielen stand ein Ordner, Schützer, Herr, der Führer im Kampfe, der Richter im Frieden. Die Gegend war bergig und wasserreich; der Wald bot liebliche Kühle, die Eiche war sein

Hauptschmuck. Der Winter scheint hart gewesen zu sein; außer seinem Namen kehrt nur noch der des Frühlings, des bekleidenden, wieder. Die Sonne ward als das zeugende Princip verehrt, der leuchtende Glanz der Morgenröthe gepriesen; der Mond diente zur Messung der Zeit. Die Sterne galten als eine zerstreute Heerde; der Große Bär, dessen griechischer Name ἄρκτος eigentlich nur der glänzende bedeutet, strahlte unter ihnen besonders hervor. Donner, Blitz und Sturm, Regen, Nebel und Wind sandten Schrecken und Furcht in das bange Gemüth. Der Alles umgebende Himmel, dessen griechischer Name οὐρανός im vedischen varuna wiederkehrt, galt als der Vater des Alls, die Erde als die Mutter. Der finstere Wolkengott, der die goldene Heerde der Sterne und Sonnenstrahlen und die befruchtenden Gewässer des Himmels in seine finstern Schluchten raubte, ward durch des Blitzgottes Pfeile niedergestreckt, seine Bande zerrissen und die geraubten Rinder befreit. Der Gefährte des den Donnerkeil führenden Gottes bei diesem Kampfe war der Wind, in Hundsgestalt gedacht, der die Wolken jagte und trieb. In gleicher Gestalt hatte derselbe auch noch eine andere Mission, als getreuer Leithund nämlich die in Luft verwandelten, ausgehauchten Seelen der selig Gestorbenen auf sichern Pfaden zu ihrem Bestimmungsorte zu geleiten, denn die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode, einer durch einen breiten Fluß (den Luftstrom eben) abgetrennten Welt der Seligen, gehört auch bereits schon in jene Vorzeit. Die gewaltigen, ihm unbegreiflichen Mächte in der Natur erregten in dem Menschen das Gefühl seiner Schwäche, und er beugte sich ihnen in Anerkennung dessen, brachte ihnen seine Opfer und

Hymnen dar und stellte sie sich als gütige oder als grimmige und schreckhafte Gestalten vor, in seiner Phantasie sie mit den ihm naheliegenden sinnlichen Attributen bekleidend. Es gehören in diese Vorzeit endlich auch wol die Vorstellungen von einem Manu, Urmensch und Urvater, und von einer großen Flut, welche Alles verheerte und verschlang und aus der nur er allein gerettet ward. Beide Vorstellungen finden wir auch bei den Semiten wieder, und sie sind, im Verein mit andern sprachlichen Gründen, wol als ein Beweis dafür anzusehen, daß auch die Semiten in noch früherer Zeit mit dem indoeuropäischen Stamme vereinigt waren, von dem sie sich aber getrennt haben müssen, ehe noch die Beiden gemeinsame Sprache zu irgend grammatischer Bestimmtheit gelangt war.

In dem soeben dargestellten Bilde fehlt es nun übrigens fast gänzlich an bestimmten Zeichen, an denen wir etwa die Gegend erkennen könnten, in welcher unsere Vorväter zusammen gelebt haben. Daß dieselbe in Asien zu suchen, ist ein alter historischer Satz; der Mangel aller specifisch asiatischen Thiere in unserer obigen Aufzählung könnte dagegen zu sprechen scheinen, erklärt sich aber einfach aus dem Mangel dieser Thiere in Europa, wodurch natürlich Vergessen ihrer Namen oder wenigstens Uebertragung derselben auf andere, ihnen ähnliche Thiere bedingt war; im Allgemeinen scheint indeß das Klima jener Gegend eher ein herbes als ein heißes, besser wol ein mildes, dem europäischen nicht zu ungleiches gewesen zu sein, wodurch wir auf das Hochland Innerasiens, die von Alters her angenommene Wiege des Menschengeschlechts am Oxus, geführt werden. Die

Kelten haben sich offenbar am frühsten aus diesen gemeinsamen Ursitzen losgerissen, da ihre Sprache noch etwas grammatisch Unfertiges hat und in einem weiten Abstande von den andern indoeuropäischen Sprachen steht. Ihnen folgten die sogenannten Pelasger, die sich dann in Griechen und Lateiner geschieden haben; hierauf der germanisch-slawische Stamm, der sich in Germanen und Preußo-Letto-Slawen zertheilte. Am längsten in den alten Ursitzen, und resp. beieinander blieben die spätern Perser und Inder, oder, wie sie sich selbst nennen, die Arier.

Das Licht, das uns seit kurzem über diese letztere Zeit, die des Zusammenlebens der spätern Inder und Perser, über die arische Periode also, und im weitern Verlauf über die Geschichte des persischen Volks, ja Vorderasiens überhaupt, bereits aufgegangen ist und noch aufzugehen verspricht, haben wir als einen zweiten Hauptgewinn der indischen Studien hervorzuheben. Mit Hülfe des eng verwandten Sanskrit allein nämlich ist es gelungen, die Sprache der alten heiligen Schriften der Perser dem Verständniß zu öffnen, sowie ferner dann auch mit Hülfe dessen die in fast derselben Sprache abgefaßten Keilschriften der persischen Könige in Persepolis, und durch diese wieder auch die fremdsprachigen der assyrischen Könige in Ninive zu entziffern. Das ungeheure Feld, das sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiete dem Historiker und Alterthumsforscher überhaupt geöffnet hat und noch zu ganz ungeahnten Aufschlüssen für die Geschichte der Alten Welt führen wird, ist somit eine mittelbare Errungenschaft der indischen Studien, wäre ohne diese, was den Inhalt der Inschriften betrifft, eine

öde Fläche. Nicht minder bedeutende Aufklärungen hat uns aber ferner das Verständniß jener heiligen Schriften der Perser eben über die Zeit ihres einstigen Zusammenlebens mit den Indern, über die arische Periode, gebracht. Es ergibt sich aus ihnen, daß in derselben zu den alten natursymbolischen Göttern der frühern Zeit auch bereits ethische Begriffe hinzugetreten waren, daß insbesondere der alte Himmelsgott Οὐρανός, Varuna, zu einem durch seine himmlischen Boten allwissenden Richter der Thaten der Menschen geworden war. Die Trennung der Arier in Perser und Inder scheint eben hauptsächlich durch den Einfluß dieser religiösen Momente herbeigeführt zu sein, insofern nämlich die Perser die ethischen Göttergestalten voranstellten und ausschließlich verehrten, die Inder dagegen neben diesen auch ihre alten natürlichen Götter beibehielten, und zwar so, daß der Cultus dieser letztern bei ihnen allmälig den Cultus jener, die durch das Fortziehen ihrer speciellen Verehrer in immer farblosere Stellung geriethen, völlig verdrängt hat. Bei den Persern dagegen, deren Religion eben wahrscheinlich, wie sie selbst angeben, durch eine einzige hochbegabte Persönlichkeit, durch Zoroaster nämlich, in ein bestimmtes System geformt ward, traten ihre bisherigen natursymbolischen Götter in die Classe böser Dämonen zurück, ganz entsprechend der Weise, in welcher in spätern Zeiten die zum Christenthum bekehrten Heiden ihre Götter zu bösen Geistern, Hexen und Teufeln umgeschaffen haben. Einige jener Götter übrigens, deren Thaten schon zu sehr personificirt und in die Mythe übergegangen waren, wurden in griechischer Weise als menschliche Helden und Weise der Vorzeit aufgefaßt und an die Spitze der Stammes-

geschichte gestellt. Dies sind die alten Könige des spätern persischen Epos bei Firdusi, in welchem ihre Thaten, offenbar unter Beimischung wirklich historischer Erinnerungen, in so herrlichen, lebendigen Farben geschildert werden.

Wir kommen nunmehr zu Indien selbst, zu den Aufschlüssen, die wir durch die indischen Studien über die geschichtliche Entwickelung der Inder erhalten, dieses Stammes, dessen heilige Sprache noch jetzt der Sprache unserer gemeinsamen Vorväter am nächsten steht, dessen ganzes geistiges Leben also auch eigentlich jetzt noch ein treues Abbild ihres Lebens gewähren sollte. Freilich aber, wie der Inder jetzt ist, und, ehe man den Veda kannte, mußte man sagen, wie er von alter Zeit an gewesen ist, konnte sein Leben allerdings nur sehr widerstrebend als ein Abbild jener Vorzeit betrachtet werden; seit man indeß mit Hülfe des Veda seine frühere Größe bis zu seinem jetzigen Verfall herab zu verfolgen gelernt hat, können wir mit ziemlicher Zuversicht annehmen, daß wir wirklich in den Zuständen der Inder in der ältern vedischen Zeit ein äußerst getreues Spiegelbild des Lebens unserer gemeinsamen indoeuropäischen Vorväter vor uns haben, an dem im großen Ganzen nichts Wesentliches verschieden sein wird, wenn auch mancherlei neue Züge im Einzelnen hinzugekommen sein mögen.

Die ältesten Lieder des Veda zeigen uns das arische Volk noch außerhalb oder wenigstens erst an der nordwestlichen Grenze Indiens ansässig, in dem Landstriche nämlich zwischen dem Kabulfluß und dem Indus, sowie im Pendschab. Das Weiterziehen von hier aus, die Ausbreitung über Indien hinweg können wir in der

Literatur des Volkes Stufe für Stufe verfolgen. Der Weg ging, nördlich von der großen Wüste Marwar's, vom Satadru, dem heutigen Sutledj aus nach der Saraswatî, einem später hochheilig gehaltenen Fluß, der sich im Sande der Wüste verliert; hier muß ein langer Anhaltspunkt gewesen sein, wie eben aus der spätern großen Heiligkeit dieser Gegend zu schließen ist. Sie bildete dann die Grenzscheide zwischen dem nun in Hindostan sich bildenden brahmanischen Staatsthum und zwischen den bei der freien Weise ihrer Väter bleibenden arischen Stämmen des Westens. Längs der Yamunâ und des Ganges zog sich der Strom der Einwanderung fort, und zur Zeit Alexander's des Großen, oder man kann wol sagen schon 2—300 Jahre früher, zur Zeit des Reformators Buddha, war das ganze Land bis Bengalen hin nicht nur vollständig im unbestrittenen Besitz der Arier, sondern auch im vollen Glanze des brahmanischen Staatsthums, und zwar so, daß von den Griechen nicht einmal eine Erinnerung der Inder an ihre Einwanderung berichtet wird. Nun war aber Indien vor Ankunft der Arier von rohen, ungebildeten, aber kräftigen Stämmen bewohnt, die sich noch jetzt in einigen Gebirgsthälern Hindostans frei erhalten haben; ohne Kampf haben diese ihr Land den fremden Eindringlingen sicher nicht preisgegeben, zumal sie von diesen als wilde Barbaren in der erniedrigendsten Weise behandelt wurden und in deren Staatssystem die verächtlichste Stellung erhielten; wir finden denn auch mehrfach die deutlichsten Spuren ihres Widerstandes und können danach abmessen, wie lange Zeit zu ihrer vollständigen Unterjochung nöthig war. Vom Kabulfluß nun bis zur Sadânîrâ,

von der westlichsten bis zur östlichsten Grenze Indiens, sind 20 Grad, 300 geographische Meilen, die nacheinander zu erobern waren; wir werden somit ohne weiteres 1000 Jahre als ein Minimum für den Zeitraum der Besitznahme, der völligen Cultivirung und Brahmanisirung dieses gewaltigen Landstrichs beanspruchen können, und werden dadurch etwa auf das Jahr 1500 v. Chr. als die Zeit zurückgeführt, in welcher die indischen Arier noch an dem Kabul ansässig waren und seit welcher ihr Weiterziehen nach Indien selbst begonnen hat. Es ist dies allerdings eine ganz ungefähre Berechnung, die einzige aber, die hier bei dem Mangel an andern historischen Anhaltspunkten möglich ist. [3]) Man hat zwar astronomische Data zu Hülfe genommen und ist durch sie zu ziemlich demselben Resultat gelangt; diese Data sind jedoch schon darum nicht beweiskräftig, weil sie einer Himmelseintheilung entlehnt sind, die den Indern nicht selbständig angehört, sondern von den Semiten, resp. Babyloniern entlehnt ist. Die Handelsverbindung mit diesen nämlich, vom Persischen Meerbusen aus nach den Mündungen des Indus hin, scheint schon in alter Zeit eine sehr lebhafte gewesen zu sein; auch das Ophir der Bibel, wohin die Phönicier zu Salomo's Zeit, also um 1000 v. Chr. schifften, ist hier bei den Abhîra zu suchen, da die Waaren, welche sie von da holten, Gold, Silber, Edelsteine, Sandelholz, Elfenbein, Affen und Pfauen, zum Theil sowol indische Namen tragen als auch rein indisch sind, so zwar, daß sie sogar schon einen eigenen Landhandel vom Indus aus nach der südlichen Küste Malabars hin bedingen. Zur obigen Berechnung nun, die sich rein auf die äußern geographischen Verhältnisse

stützt, stimmt auch das Resultat, welches wir durch Vergleichung der häuslichen wie staatlichen und religiösen Lebensverhältnisse der vedischen Zeit mit den spätern, zu Buddha's und der Griechen Zeit, erhalten. Wir können eben die innere Fortentwickelung derselben in den literarischen Denkmälern ebenso Schritt vor Schritt verfolgen, wie uns dies bezugs der geographischen Ausbreitung möglich ist, und wir dürfen eben auch hier mit Sicherheit annehmen, daß ein Zeitraum von 1000 Jahren nicht zu lang ist für die gewaltigen Veränderungen, denen wir hier begegnen.

Das häusliche und staatliche Leben der Arier steht in den ältern vedischen Liedern noch auf einer höchst patriarchalischen Stufe, bewegt sich in sehr einfachen, rein natürlichen Verhältnissen. Ackerbau, Viehzucht und Kampf bilden ihre Beschäftigung, Getreide und Heerden ihren Reichthum. Das Land ist fruchtbar genug, um zu festen Sitzen einzuladen und ein Nomadenleben unnöthig zu machen. Die Familien wohnen einzeln oder in kleinen Gemeinschaften im Lande zerstreut; zwischen den einzelnen Stämmen finden häufige Fehden statt, die mit kühnem Muth und lebhafter Beutelust geführt werden. Jeder Familienvater ist Priester in seinem Hause, zündet selbst das heilige Feuer an, preist die Götter für ihre Hülfe oder Verschonung, bittet die gütigen um fernern Beistand, um Segen für die Saaten, Heerden und Kinder, und fleht zu den furchtbaren, ihre schrecklichen Gewalten von ihm selbst abzuwenden und gegen seine Feinde zu richten; auch um Vernichtung eigener Schuld bittet er, um Unsterblichkeit als Lohn für seine guten Thaten. Die Stellung der Frauen ist eine höchst ehren-

volle; Dichterinnen und Königinnen treten hervor. In der Liebe ist das zarte, sentimentale Element, welches die neuere indische Poesie unserer eigenen so nahe bringt, mangelnd, aber auch die üppige Lascivität ist unbekannt und sie trägt durchweg das Gepräge einer nackten, natürlichen Sinnlichkeit. Die Ehe ist heilig, monogamisch; Mann und Frau heißen Beide Gebieter des Hauses und nahen den Göttern in gemeinschaftlichem Gebet. Das Roß ist zum Reiten gezähmt, und der Dichter besingt mit Feuer die Kühnheit des ersten Sterblichen, der da gewagt habe, es zu besteigen. Die Schiffahrt ist fleißig betrieben, wie dies in einer so wasserdurchschnittenen Gegend als das Indusland nicht anders zu erwarten ist; sogar von Fahrten auf die offene See scheint die Rede zu sein. Kaufleute werden erwähnt, aber selten. Goldene Gefäße und schöne Gewebe werden gepriesen, desgleichen feste Wagen. Das Würfelspiel ward mit Leidenschaft getrieben, Tanz und Musik fleißig geübt, meist von Frauen. Neben dem Meth hatte man auch die berauschende Kraft des ausgepreßten Saftes der Asclepias acida, des Somatrankes, kennen gelernt; doch ward dieses in naiver Verwunderung verherrlichte Getränk überaus hochgehalten und nur zu den Opfern an die Götter verwendet, um diesen Kraft zu geben zu ihrem Kampfe gegen die bösen Mächte der Natur. Dazu wurden dann die Hymnen der Dichter gesprochen oder gesungen, ebenso wie zu den übrigen Opfern, die aus einfachen Spenden von Butter, Milch, Reis u. dergl., oder auch selbst aus Thieren, insbesondere Ziegen, bestanden. Dies sind eben die uns erhaltenen Hymnen des Veda, aus denen uns, wie aus einer lautern, ungetrübten Quelle, dieses Spiegelbild des

damaligen arischen Volkes entgegentritt. Ihr Zeugniß ist ein ganz unverfälschtes, ihre Authenticität eine zweifellose; zwar sind sie allerdings erst in viel späterer Zeit in ihrer jetzigen Form zusammengestellt worden, in Hindostan selbst nämlich, und zwar, wie es scheint, erst in den östlichsten Theilen desselben, in der Blütezeit des Reiches der Kosala und Videha, die wir vielleicht, aber freilich ganz hypothetisch, etwa 200—300 Jahre vor Buddha's Auftreten, also in das 7. und 8. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen haben werden; auch ob diese Zusammenstellung bereits eine schriftliche oder wie bis dahin jedenfalls nur eine mündliche gewesen sei, darüber fehlt uns jeglicher directe Aufschluß. Letzteres ist sogar das Wahrscheinlichere, denn wenn auch die Inder damals wirklich schon ihre ursprünglich von den Semiten entlehnte Schrift gehabt haben mögen, so finden sich doch in den jener Zusammenstellungsperiode gleichfalls theilweise angehörigen, commentarartig jene Lieder behandelnden Werken, den sogenannten „Brâhmaṇa", mehrfach Ausdrücke, die nur dann erklärlich sind, wenn deren Ueberlieferung wirklich eine mündliche war; z. B. werden Maße und Richtungen gewöhnlich nur durch „so hoch, hier, dort" angegeben, wozu offenbar die pantomimische Handbewegung des Vortragenden zu suppliren ist. Trotz alledem aber kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß in dem Texte dieser Lieder keine irgend wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden sind, sondern daß sie uns im Allgemeinen in derselben Form vorliegen, in der sie ursprünglich abgefaßt waren. Als nämlich das Volk seine alten Sitze verließ, um nach Osten zu wandern, nahm es auch die Lieder mit sich, mit denen

es in diesen die Hülfe seiner Götter angerufen und gepriesen hatte; sie dienten auch in der neuen Heimat zu gleichem Zweck und es ward ihnen immer größere Wichtigkeit, immer bestimmtere Heiligkeit und damit immer genauere Sorgfalt der Ueberlieferung zutheil, je ferner das Volk zog, je weiter und je länger sie von den Verhältnissen, unter denen sie entstanden waren, getrennt, je unverständlicher sie somit wurden. In gleicher Weise wuchs denn auch die Bedeutung Derer, bei denen ihre Kenntniß vorzugsweise ruhte. Es waren dies die Familien der alten Sänger selbst, welche den Text jener Opferlieder, die Tradition über ihre Entstehung und die Erklärung dunkler Wörter oder Wendungen bewahrt hatten. Wenn nämlich schon in der alten Zeit das Opfer bei den Ariern eine höchst bedeutende Stellung einnahm, so ward dagegen in Hindostan ihm, als dem wesentlichsten, äußern Scheidungsmoment von den Eingeborenen, eine noch weit größere Bedeutung zutheil. Der wilden Roheit der letztern gegenüber fand der religiöse Sinn der Arier, durch den sie sich vor allen Völkern der Weltgeschichte, mit Ausnahme etwa der Juden, auszeichnen, im Opfer seinen unmittelbarsten Ausdruck und Vereinigungspunkt; es wurden daher die alten Opfergebräuche nicht nur auf das sorgfältigste zu bewahren gesucht, sondern auch ansehnlich vermehrt, das Ritual bis in seine speciellsten Einzelnheiten ausgebildet und festgesetzt, und die symbolische Verbindung der einzelnen Opferhandlungen mit den dazu gehörigen Sprüchen und Liedern Gegenstand großer Sorgfalt und eifrigen Nachdenkens. Früh und Abends, bei jedem Mondwechsel, beim Beginn der drei Jahreszeiten, bei jedem bedeutenden Lebens-

abschnitt, sowie bei einer großen Zahl verschiedener Gelegenheiten wurden bestimmte Opfer gebracht, und zwar war es bei der Masse der zu beobachtenden Einzelnheiten nun nicht mehr möglich, daß ein Jeder selbst sein Opfer verrichten konnte, sondern aus jenen Sängerfamilien, welche die Opferlieder selbst und die dazu gehörigen Gebräuche bewahrt und die letztern sodann weiter fortgebildet hatten, wurden im Laufe der Zeit dadurch Priesterfamilien, die als allein im Besitze der wahren Opferweisheit galten, dieselbe zu Nutz und Frommen der Uebrigen bei deren Opfern verwendeten, und ohne deren Beistand letztere nicht gedeihen, den Göttern nicht angenehm sein konnten. Sie hielten denn auch ihre Kunde geheim, überlieferten sie sich nur gegenseitig und gelangten so mit der Zeit dazu, nicht blos Kenner, sondern auch Repräsentanten des Göttlichen selbst zu sein, über das andere Volk ebenso erhaben, wie dieses seinerseits sich über die Eingeborenen erhob; dies ist der Ursprung der Brâhmana-Kaste, deren Name von brahman, das Gebet, herzuleiten ist, also eigentlich die mit dem Gebet sich Beschäftigenden bedeutet. Denselben Namen, nur als Neutrum zu flectiren, führen die Werke, welche den gesammten Opfercultus in seiner Beziehung zum Gebet symbolisch, dogmatisch und rituell darstellen, und in welchem bereits der Keim zu einem großen Theile der spätern indischen Literatur enthalten ist.

Wie übrigens die Ausbreitung der Arier über Indien nicht ohne heftigen Widerstand durchgedrungen war, so fand auch die sich hervordrängende Macht der Brahmanen unter den Ariern selbst mehrfach Widerspruch; in den Sagen der spätern Zeit werden mehre Könige genannt,

die mit ruchloser Hand es gewagt hatten, sich gegen die menschlichen Götter — so nannten sich die Brahmanen selbst — zu erheben. Doch vergebens; nach dem Grundsatz: Theile und herrsche, hatten diese es verstanden, die übrigen Arier selbst wieder in zwei Theile zu scheiden, insofern nämlich mit ihrer Hülfe die Familien und das Gefolge der frühern kleinen Stammesfürsten und Könige die bevorzugte Stellung, die sie durch Reichthum und Macht schon in den alten Sitzen einnahmen, immer mehr erweiterten, sodaß der Rest des Volkes dieser königischen Kriegerkaste gegenüber in ein Verhältniß der Unterthänigkeit gerieth, ganz entsprechend demjenigen, in welchem sie selbst ihrerseits wieder den Priestern gegenüberstand. Es finden sich in den „Brâhmaṇa" über das absichtliche Hervorrufen dieser Trennung höchst naive Stellen. Im Laufe der Zeit ward nun dies Kastenwesen in höchst minutiöser Weise geregelt und die Bestimmungen über die durch Zwischenheirath entstehenden Mischkasten sehr streng, ja in fast grausamer Weise festgesetzt, um eben jeden etwaigen störenden Einfluß und Eingriff der untern Kasten, insbesondere der Eingeborenen, in das brahmanische Staatsthum, jede freiere Bewegung derselben auszuschließen und unmöglich zu machen. So ist es denn den Brahmanen gelungen, zu ihren Gunsten eine Hierarchie zu begründen, die ihres Gleichen in der Welt kaum je gehabt hat, und die bereits im 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. so fest eingewurzelt war, daß sogar der um diese Zeit sich dagegen erhebende Buddhismus, der allen Classen ohne Unterschied Aufnahme in den geistlichen Stand öffnete, nur zeitweilig dieselbe erschüttert hat, ja sogar später nach langem, mehr als tausendjährigem

Kampfe ihr völlig das Feld wieder räumen und ganz aus Indien weichen mußte, während sie selbst noch jetzt fast unerschüttert dasteht.

Hand in Hand mit der so in ihren Umrissen dargestellten Entwickelung des brahmanischen Staatsthums und in steter Wechselbeziehung zueinander war dann auch die Weiterbildung der religiösen Vorstellungen selbst vor sich gegangen. Die ältesten Lieder des Veda führen uns, wie wir sahen, zum Theil noch in die arische Periode hinein, wo die Inder und Perser noch zusammen wohnten und dieselben, ethischen wie natursymbolischen Gottheiten verehrten. Wir haben auch bereits berührt, daß die beiderseitige Trennung eine Folge des Uebergewichts gewesen zu sein scheint, welches die Perser den ethischen Göttergestalten, gegenüber den natursymbolischen, zuertheilten. Dem entsprechend findet denn bei den Indern in den spätern vedischen Liedern ein allmäliges Zurücktreten der erstern statt, eine Verdrängung derselben durch die natursymbolischen Götter, die somit in ihre ursprüngliche Stellung, ob auch zum Theil unter neuen Formen, zurücktreten; ihnen schließen sich dann im Laufe der Zeit wieder neue Abstractionen an, welche ethischen Beziehungen entlehnt sind, indeß mehr als Resultat des Nachdenkens, denn als des unmittelbaren religiösen Gefühls auftreten. Die Vielheit dieser göttlichen Gestalten veranlaßt dann später speculative Bestrebungen, zu einer größern Einheit zu gelangen, indem man sie nach ihren Hauptbeziehungen eintheilt und einander unterordnet. Das Princip der Eintheilung dabei ist, wie die alte Götterbildung, der natürlichen Anschauung entnommen; es sind die Götter, welche am Himmel, welche in der

Luft, welche auf der Erde wirken, und als ihre Hauptrepräsentanten, als ihre Herrscher werden Sonne, Wind und Feuer erkannt. Die in den bisherigen Untersuchungen erstarkte, vorwärts drängende Speculation sucht aber nun auch über diese Drei hinweg zu einer Einheit in Bezug auf den kosmologischen Urgrund zu gelangen, der in letzter Reihe als ein Unbestimmbares, Absolutes, Unbeschränktes und daher auch Unpersönliches, als das brahman, erscheint; die ewige Unendlichkeit dieses, das All durchdringenden Weltgeistes wird der menschlichen Einzelheit gegenüber in erhabenen, begeisterten Zügen geschildert, doch so, daß als höchste Stufe der Speculation das stolze Bewußtsein, ja sogar die wirkliche Empfindung der Einheit desselben mit den einzelnen persönlichen Geistern der Welt, die sich dazu wie die Tropfen zum Ocean verhalten, auftritt. Um aber zu diesem wonnig beseligenden Bewußtsein zu gelangen, müssen freilich erst alle Bande der Persönlichkeit, der Sinnlichkeit, der Einzelheit abgestreift und gelöst sein; nur wer selbst von der Welt, ihrer Lust und ihrem Schmerze nichts mehr will und weiß, wird fähig dazu — hier ruht die Wurzel der indischen Welt- und Lebensverachtung und Ascetik, die den lebensfrohen, in dem Bewußtsein der individuellen Freiheit selbst weit höher stehenden Griechen doch so gewaltig imponirte. Es versteht sich nun übrigens von selbst, daß eine so gesteigerte Hingabe an die Erkenntniß des Urgrundes aller Dinge nur die Sache Weniger war, meist Solcher, die sich als Einsiedler in das einsame Waldleben zurückgezogen hatten, um sich ihren Betrachtungen ungestört hingeben zu können. Die übrigen weniger energischen Geister von dem denkenden Theile des Volks begnügten sich mit der

Annahme eines in höchst farbloser Weise gedachten obersten Herrn der Götter und Geschöpfe, ohne sich von dessen Entstehung ꝛc. irgend Rechenschaft zu geben, und mit der alten Hoffnung auf ein unsterbliches Leben in der Welt der Seligen, die indeß allmälig durch die neu sich bildende Lehre von der Seelenwanderung wesentlich beschränkt ward. Der große Haufe endlich blieb bei seiner alten Göttervielheit, die am besten seinen augenblicklichen Bedürfnissen entsprach, und zwar traten diejenigen unter diesen Göttern, deren Einflüsse die directesten und unmittelbarsten waren, die Götter der Luft und der Erde nämlich, immer entschiedener in den Vordergrund; sie haben dabei eine große Zahl von Umgestaltungen und Umschmelzungen erfahren, und zwar in so bedeutendem Grade, daß in den meisten Fällen die Übergänge aus der alten in die neue Form kaum noch nachzuweisen sind. Der Widerstand, den die Eingeborenen Indiens leisteten, die Unsicherheit und Gefahr des Lebens hat jedenfalls eine zeitlang wesentlich zum Hervortreten, sowie zur besondern Verehrung schrecklicher Götter, deren Zorn abzuwenden war, Veranlassung gegeben; auch mag wol durch die Eingeborenen, wie in die Sprache, so auch in den Cultus manches fremde Element Eingang gefunden haben, da sie ja mehrfach, wo sie sich besonders kräftig oder besonders geneigt gezeigt haben mögen, sogar als Glieder der dritten, wo nicht selbst zweiten Kaste in den brahmanischen Verband aufgenommen worden sind. Die reiche Mythologie, die sich der phantasiereiche Geist des Volks allmälig so erschuf, bildete dann auch theils die alten Thaten der Götter in mythisch-historische Sagen der Vorzeit um, sie selbst oder ihre Beinamen in mensch-

liche Helden verwandelnd, theils wirkte sie umgekehrt darauf hin, daß hervorragende Sterbliche, in mythisches Gewand gekleidet, zunächst als Göttersöhne erschienen und dann allmälig sogar zur göttlichen Würde, zum Götterrange selbst gelangten. Der üppigen, in den sinnlichsten Farben geschilderten Götterwelt entsprach dann auch das eigene, lascive Leben des Volks, aus welchem der verweichlichende Einfluß des neuen, heißen Klimas und der verführerischen Naturgenüsse Hindostans schon bald nach seiner Niederlassung daselbst die alte Sittenstrenge und Einfachheit verdrängt haben mag.

Mitten in dieser Zeit nun des Druckes der brahmanischen Hierarchie einerseits und des üppigen Sinnenlebens andererseits trat ein Mann auf, der sich selbst den Namen „Buddha", der Erwachte, gab und eine Reformation jener Beiden in großartiger Weise ins Werk setzte. Er war ein Königssohn im östlichen Indien, der, selbst im höchsten Wohlleben erzogen, aber durch sein Nachdenken zur Erkenntniß der Vergänglichkeit alles Irdischen erwacht, die Seinen verließ, um fortan von Almosen zu leben und sich allein zunächst der Beschaulichkeit und dann der Belehrung der Menschen zu widmen. „Vergänglichkeit, also Trennung und Schmerz, ist nothwendiger Zustand jeder Existenz; die Entstehung jeder neuen Existenz ist verursacht durch Leidenschaft in einer frühern Existenz; die Unterdrückung der Leidenschaft ist somit das einzige Mittel, sich neuer Existenz und mit ihr dem Schmerze zu entziehen; die Hindernisse dieser Unterdrückung müssen beseitigt werden"; — dies waren die vier Gewißheiten, welche, beruhend auf der schon vor ihm in Hindostan ausgebildeten Lehre von der Seelen-

wanderung, den Ausgangs- und Endpunkt seiner Doctrin bildeten. Wenn nun auch in dieser an und für sich durchaus nichts Neues, dieselbe vielmehr im Gegentheil mit den betreffenden Lehren der brahmanischen Einsiedler ganz identisch war, so war doch die Art und Weise, wie Buddha sie vortrug, ganz neu und ungewohnt. Während Jene nämlich nur in ihren Waldeinsiedeleien lehrten und nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste aufnahmen, wanderte er mit seinen Schülern im Lande umher, von Stadt zu Stadt, predigte seine Lehre dem ganzen Volke vor und nahm Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied der Geburt als Anhänger an, ertheilte ihnen ihren Rang in der Gemeinde nur nach ihrem Alter und ihrer Einsicht, und eröffnete somit Allen, auch den Niedrigsten, die Möglichkeit, durch Annahme seiner Lehre sich von den Banden ihrer Geburt zu befreien. Diese allgemeine Toleranz, das gegenseitige Mitleid, das er allen dem irdischen Jammerthal Angehörigen gleichmäßig predigte, die dadurch bedingte praktische Universalität seiner Lehre ist für alle Zeiten das Hauptkennzeichen derselben geblieben, während die mehr speculative Seite derselben, die Lehre über das Endziel selbst, die Vernichtung nämlich der persönlichen Existenz, mannichfache Modificationen erfahren hat. Es war dies das erste mal in der Weltgeschichte, wovon wir wenigstens Kunde haben, daß ein Geist kühn genug war, alle Schranken der Stamm- und Volksbesonderheiten zu durchbrechen und für alle Menschen ein gleiches Loos, hier nun freilich das des allgemeinen Trübsals, in Anspruch zu nehmen. Der Erfolg dieses Appells an alle und insbesondere die leidenden Theile des indischen Volks war aber auch ein ganz ungeheurer, und wäre nicht

einerseits die Strenge der moralischen Vorschriften des Buddhismus eine zu lästige, und andererseits gerade die eigene Toleranz und Milde desselben ein Grund zu seinem Mangel an Vertheidigungskraft gewesen, so hätte die Macht der brahmanischen Hierarchie diesen Stoß doch schwerlich überstehen können; so aber wußten die Brahmanen das sinnliche Volk bald von jener rigiden, nüchternen Ethik zu den Gebilden seiner üppigen Phantasie, zu Götterculten, deren Formen fortan immer mehr durch Wollust kitzelnd oder durch Schrecken niederschmetternd auftreten, zurückzuführen; und als der Buddhismus später seiner universalistischen Tendenzen wegen bei den fremden Völkern, die so lange Zeit den Nordwesten Indiens beherrschten, den Griechen und Indoscythen, besondere Pflege fand, wußten die Brahmanen ihre Sache, mit den Farben der Nationalität bekleidet, dem Patriotismus der indischen Fürsten vorzuführen, und nach der hierdurch erfolgten Zurückdrängung jener Fremdherrschaft auch die einheimischen Buddhisten durch blutige Verfolgung aus Indien zu vertreiben. — Der Einfluß aber, den der Buddhismus auf Indien geübt hat, ist bei alledem, besonders in der ältern Zeit seiner Reinheit, ein überaus segensreicher gewesen. Wir haben hierfür ein historisches Zeugniß seltener Art aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., Felseninschriften nämlich eines buddhistischen Königs Piyadasi, die sich mit einzelnen dialektischen Verschiedenheiten gleichlautend im Osten, Nord- und Südwesten Indiens vorgefunden haben, und deren Inhalt den einzigen Zweck hat, allen seinen Unterthanen Friede, gegenseitige Achtung und Toleranz, liebevolles Betragen gegeneinander und Beobachtung des Gesetzes einzuschär-

fen; gewiß ein seltener Inhalt auf solchen Monumenten, da fast alle dergleichen Inschriften anderer Könige, von denen die Weltgeschichte sonst noch Kunde hat, nur von blutigem Krieg, von Schlachten und Eroberungen reden.

Für Indiens Geschichte sind diese Edicte übrigens auch noch in anderer Beziehung von unschätzbarem Werthe, und zwar einerseits als das älteste Document der indischen Schrift, deren Consonantenform hier noch deutlich die Formen der entsprechenden semitischen Buchstaben durchblicken läßt — und von hier aus kann man dann die indischen Alphabete Stufe vor Stufe bis zu den heutigen Schriftzügen verfolgen —, andererseits aber, weil sie nicht in dem sogenannten Sanskrit, sondern in schon ziemlich depravirten Volksdialekten abgefaßt sind. Wie nämlich Staatsverfassung und Cultus des arischen Volks mit der Einnahme seiner neuen Sitze in Indien eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hatten, so auch die Sprache. Je weitere Fortschritte einestheils das zur Erklärung der alten Lieder allmälig nöthig werdende und daran erwachsende grammatische Studium bei den damit Vertrauten, den Brahmanen also, machte, je engere und bestimmtere Grenzen es dem richtigen Sprachgebrauche zog, desto mehr entfernte sich derselbe von dem Gebrauch der grammatisch ungebildeten Mehrheit des Volks. Es trennte sich somit von der Volkssprache eine Sprache der Gebildeten, der von dieser gehegten Literatur und des brahmanischen Unterrichts ab und zwar in immer entschiedenerer Entfremdung, je mehr auch jene sich ihrerseits entwickelte; Letzteres aber geschah hauptsächlich unter dem Einflusse der besiegten und als vierte Kaste in den brahmanischen Ver-

band aufgenommenen Eingeborenen, welche die Sprache ihrer Besieger zwar allmälig gegen die ihrige vertauschten, aber nicht ohne in dieselbe eine große Zahl theils von Wörtern, theils von lautlichen Veränderungen hineinzutragen und besonders die Aussprache gewaltig zu modificiren. Jene Sprache der Literatur blieb dann das ausschließliche Eigenthum der Brahmanen und ihrer Schüler darin aus den andern Classen des Volks, und hat sich in dieser Stellung unter dem später entstandenen Ehrennamen samskritâ, die gebildete, sc. Sprache, bis auf die heutige Zeit der Form nach unverändert erhalten, während die Volkssprachen ihrerseits eine äußerst ausgedehnte Reihe von Entwickelungsstufen durchgemacht haben. Die Erscheinung der letztern nun in den an das ganze Volk gerichteten Edicten des Piyadasi, resp. eben die Form, in der sie darin auftreten, zeigt uns, daß damals ihre Verschiedenheit von dem Sanskrit schon eine höchst bedeutende war, sodaß die Annahme, die wir früher über die Länge des Zeitraums zwischen der Einwanderung der Arier und dem Auftreten Buddha's gemacht haben, auch von dieser Seite her ihre vollste Bestätigung findet.

Wenn wir für unsere bisherige Darstellung nur einheimische Quellen benutzen und zwar dabei (bis auf Piyadasi) nur nach einer innern Chronologie verfahren konnten, so sind wir nunmehr bei dem Zeitpunkt angelangt, wo uns auch auswärtige Berichte über Indien zu Gebote stehen. Wie spärlich dieselben auch sein mögen, für Indien ist all dergleichen, bei dem Mangel jeder wirklichen, einheimischen Chronologie, ganz unschätzbar, und reichen sie im Verein mit den wenigen Daten letzterer Art, die sich fortan aus indischen Inschriften und

Münzen ergeben, eben gerade hin, die allgemeinsten Umrisse der indischen Staatengeschichte festzustellen. Für das 3. Jahrhundert v. Chr. liegt uns der äußere und innere Zustand Indiens in der That durch die griechischen Berichte, welche von den Begleitern Alexander's des Großen oder von den Gesandten seiner Nachfolger an verschiedene indische Könige herrühren, mit großer Klarheit vor Augen. Die brahmanische Cultur war bereits bis zu den Spitzen des Dekhan hinabgedrungen, hatte auch schon Ceylon erfaßt und war auf dem Wege nach Hinterindien und dem indischen Archipel. Indien selbst war in sehr blühenden Verhältnissen, obwol ein überaus harter Steuerdruck darauf lastete. Es bestanden mehre sehr große Reiche, deren eines, im Osten gelegen, eine Oberherrschaft über die übrigen ausübte. Die Griechen wissen von den Wundern Indiens nicht genug zu erzählen; am spärlichsten sind ihre Berichte über das religiöse Leben und über die Literatur, über welche letztere sie leider fast gar nichts mittheilen.

Mit Alexander's Zuge nach dem Pendschab hatte eine neue Periode für Indien begonnen, da es fortan mit dem Auslande in weit engere, directe Beziehungen trat, als dies bisher irgend der Fall gewesen war. Ein nicht unbedeutender Theil des westlichen Indiens blieb über 250 Jahre unter der Herrschaft griechischer Könige, und als der griechische Einfluß von dieser Seite abbrach, betrat er in nicht minder bedeutungsvoller Weise einen andern Weg, den Seeweg nämlich von Alexandrien her, der bis zum 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. in voller Thätigkeit blieb. Der in dieser Weise vermittelte griechische Einfluß nun ist ein viel bedeutenderer gewesen, als

man lange Zeit hindurch geglaubt hat; nicht nur, daß die indische Baukunst, die sich dann im Verlauf allerdings selbständig ausbildete, die Münzprägekunst u. dgl. in ihren Ursprüngen sich streng an die griechischen Vorbilder anschließen, auch die Astronomie der Inder, wenigstens die wissenschaftliche Phase derselben, ist rein auf griechische Werke, resp. Uebersetzungen derselben basirt, aus welchen eine große Zahl von Ausdrücken ihren Weg in das Sanskrit gefunden haben; es ist endlich auch nicht unwahrscheinlich, daß sogar die Entstehung des indischen Dramas durch die Aufführung griechischer Dramen an den Höfen der griechischen Könige influenzirt worden ist. Bedeutender noch in ihren Folgen sind die Einwirkungen des gleichfalls hauptsächlich von Alexandrien her vermittelten Christenthums gewesen, welchen insbesondere die Idee eines persönlichen einigen Allgottes und der Begriff des Glaubens an ihn zuzuschreiben ist, die sich vor dieser Zeit in Indien nicht nachweisen lassen, fortan aber ein gemeinsames Merkmal aller indischen Sekten bilden. Bei der Verehrung des Krishna, eines alten Heros, die nunmehr in ein ganz neues Stadium tritt, scheint sogar direct der Name Christi eben darauf in Bezug zu stehen, und mehre Legenden von Christus sowie von dessen Mutter, der göttlichen Jungfrau, auf ihn übertragen zu sein. — In umgekehrter Weise sind dagegen indische Philosopheme von entschiedenem Einflusse auf die insbesondere in Alexandrien vor sich gehende Bildung mehrer gnostischen Sekten gewesen. Das manichäische Religionssystem in Persien ist höchst wesentlich von buddhistischen Vorstellungen getragen, wie denn die Buddhisten in ihrem frischen Religionseifer, getragen von

ihrem universalistischen Princip, früh schon Missionen über Asien ausgesendet hatten. Die große Aehnlichkeit, die in vielen Beziehungen der christliche Cultus und Ritus, der sich in jener Zeit gerade bildete, mit dem buddhistischen zeigt, läßt sich am ungezwungensten durch den Einfluß des letztern erklären, da sie oft zu speciell ist, als daß sie ein unabhängiges Erzeugniß beider für sich sein könnte; es gehören hierher die Reliquienverehrung, der Kirchthurmbau (gegenüber den buddhistischen Topen), das ganze Klosterwesen der Mönche und Nonnen, der Cölibat, die Tonsur, Beichte, Rosenkränze, Glocken u. a. m.

Durch den blühenden Handel mit dem Abendlande, auch nach Persien hin, gelangte jetzt die Westküste Indiens zu einer hervorragenden Bedeutung; hier bildeten sich die mächtigsten Reiche, deren Beherrscher als Beschützer der Literatur und Poesie auftraten und deren glänzende Höfe ein Sammelplatz für Dichter und Gelehrte waren. Dies ist das eigentlich goldene Zeitalter der sogenannten Sanskritliteratur, in dem sowol die Sanskritsprache selbst ihre höchste dichterische Vollendung erreichte, als auch die schönsten Perlen indischer Dichtung entstanden sind. Der Ruhm von Indiens Weisheit drang nunmehr auch in alle Welt. Indische Fabeln und Märchen wurden in das Persische und daraus mit Hülfe des Syrischen und später des Arabischen in fast alle Sprachen Vorderasiens und Europas übersetzt. Indische Astronomie und Medicin wurden an den persischen und arabischen Schulen gelehrt; auch sogar die indische Philosophie hat in späterer Zeit wesentlich zur Bildung des Sufismus, einer pantheistischen Sekte im Islam, beigetragen.

Der Nordwesten Indiens blieb dagegen fast in stetem Besitze fremder Völker. Den Griechen folgten tatarische Stämme, deren Herrschaft nur kurze Zeit durch die der persischen Sassaniden unterbrochen ward, bis am Ende des 7. Jahrhunderts die Araber am Indus festen Fuß faßten. Während sich jene tatarischen Stämme, die mit verschiedenen Namen genannt werden, mit großer Innigkeit dem Buddhismus anschlossen, der durch sie zur Volksreligion von fast ganz Innerasien wurde, sodaß er sogar gegenwärtig noch mehr Bekenner haben soll, als selbst das Christenthum —, während ferner auch die ersten arabischen Eroberer mit großer Schonung gegen ihre heidnischen Unterthanen verfahren zu sein scheinen, begann in runder Zahl ums Jahr 1000 n. Chr. eine Periode der ungeheuersten Drangsale für Indien, von der es sich erst in neuester Zeit unter dem Schutze des britischen Leuen wieder zu erholen beginnt. Mahmud von Ghasna, ein grausamer Fanatiker, trug zuerst das Banner des Islam als eine Fahne der allgemeinen Verwüstung und Verödung in die gesegneten Fluren Indiens; ihm sind dann in ununterbrochener Folge afghanische u. a. dgl. Horden gefolgt, ganz Hindostan mit Feuer und Schwert verheerend. Die Einfälle der Mogolen, auch bei uns noch in gutem Angedenken, schlossen sich an, und erst als es einem ihrer Fürsten, dem Baber, der uns auch eigene Memoiren über sein Leben hinterlassen hat, geglückt war, sich eine dauernde Herrschaft daselbst zu begründen, fanden sich unter seinen Nachfolgern, den sogenannten Großmoguls, besonders unter dem wahrhaft großen Akbar, einige Jahre der Ruhe. Auch Südindien, dessen Brahmanisirung während jener Verheerungen Hindostans durch

die von da geflüchteten Brahmanen wesentlich gefördert worden war — wie denn diese sich auch noch besonders nach Hinterindien und dem indischen Archipel flüchteten —, konnte mit der Zeit dem Andrange der Moslims nicht widerstehen, und nur in wenigen Landstrichen hielten sich unabhängige indische Fürsten. Seit dann im Jahre 1498 Vasco de Gama zuerst mit einem europäischen Schiffe um Afrika herumgesegelt an der Küste Malabars landete, haben sich in buntem Wechsel Portugiesen, Holländer, Franzosen und Briten an der Beherrschung Indiens betheiligt, meist leider in einer Weise, die der europäischen Civilisation zu Schimpf und Schande gereicht. Ein Zeichen für die Lebenskraft des indischen Volkes ist es, daß diese achthundertjährigen Leiden nicht noch zerstörender auf seinen Charakter gewirkt haben, dieser vielmehr Elasticität genug behalten hat, sich in den letzten 50 Jahren unter dem Schutze englischer Gesittung wieder so emporzuraffen, wie dies unleugbar jetzt schon der Fall ist.

Ich beschließe diesen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung Indiens noch mit einer cursorischen Darstellung des Entwickelungsganges der indischen Literatur. Wir haben bereits gesehen, daß sich an die alten lyrischen Lieder des Veda in zweiter Reihe, unter dem Namen Brâhmana, eine Art von dogmatisch-rituellen Commentaren in Prosa anschloß. Eine dritte Stufe bilden die sogenannten Sutra (eigentlich Faden, Band), welche das in den Brâhmana nur in seinen Einzelnheiten vertheilte Material als Ganzes zusammenfassen und, je nachdem sie sich auf Sprache, Ceremoniel oder Sitte beziehen, für uns als die Ausgangspunkte der indischen

Grammatik und der Gesetz- (d. i. Rechte- und Pflichten-) Kunde dastehen. Das grammatische Studium, zum Verständniß und zur Sicherung der alten Texte allmälig nöthig geworden, ist stets eine Lieblingsbeschäftigung der Inder geblieben, und sie haben in der Erkenntniß der Gesetze ihrer Sprache, in Grammatik, Lexikographie, Metrik ꝛc. mehr geleistet, als irgend ein anderes Volk der Welt, bis erst in unserm Jahrhundert, doch aber zum Theil gerade von ihnen angeregt, unsere Bopp, Humboldt und Grimm über sie hinausgeschritten sind. Nächst der Grammatik ist es die Philosophie, in welcher die Inder ihre schönste und eigenthümlichste Geistesblüte entfaltet haben. Schon unter den spätern Liedern des Veda finden sich mehre Hymnen speculativen Inhalts, die von einer gewaltigen Tiefe und Sammlung des Nachdenkens über den Urgrund der Dinge Zeugniß ablegen. Die erhabene Natur, in deren waldiger Einsamkeit die indischen Weisen ihrer Betrachtung pflegten, rief in ihnen das Bewußtsein einer alles Lebendige gleichmäßig durchströmenden Naturseele wach, sowie die Vorstellung von dem raschen Wechsel und der Armseligkeit jeder individuellen Existenz, die Sehnsucht nach dem Aufhören der letztern und dem Aufgehen in den allgemeinen Weltgeist. Zu den abstrusesten Distinctionen gesellen sich hierbei Anschauungen der erhabensten Art, bis sich dann die Scholastik derselben bemächtigt und sie in die enge Sphäre bestimmter orthodoxer Systeme einzwängt. Auch zur Uebung einer andern Wissenschaft hat die reiche Natur Indiens seine Bewohner früh genug aufgefodert, zur Heilkunde nämlich, deren anatomischer Theil zudem von dem Thieropfer her höchst wesentlichen Anstoß erhielt.

Die Sternkunde ist in alter Zeit wesentlich nur auf Astrologie beschränkt gewesen; erst durch griechischen Einfluß hat sie sich, wie bereits bemerkt, zur Höhe wirklicher Wissenschaft emporgeschwungen. In der Algebra, welche dieser letztern Periode angehört, aber ein reines Product indischen Scharfsinns — dem wir ja auch unsere Zahlzeichen zu verdanken haben — zu sein scheint, sind die Inder zu einer Höhe gelangt, welche erst Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns in Europa erreicht worden ist, sodaß, wären dergleichen Schriften 100 Jahre früher, als dies dann wirklich geschah, bei uns bekannt geworden, dieselben entschieden Epoche gemacht haben würden.

Die indische Dichtkunst ist es gewesen, welche zuerst die Augen Europas auf die indische Literatur überhaupt hinlenkte. Die Dramen freilich — das erkannte man auch gleich damals — konnten erst den Schlußstein derselben bilden; das Epos darum, das man nach indischer Weise in eine fabelhafte Urzeit hinaufversetzte, sah man als ihren Anfangspunkt an; hat sich ja doch ziemlich lange Zeit auch für andere Völker die Ansicht geltend gemacht, daß das Epos den Anfang ihrer poetischen Schöpfungen gebildet habe. Da man indeß nunmehr auch in Indien die lyrischen Dichtungen des Veda als die älteste, die vorhandenen Epen dagegen, „Mahâbhârata" wie „Ramâyana", als eine im Verhältniß dazu viel jüngere Periode kennen gelernt hat, so wird die Ansicht, daß jedes Volkes dichterische Leistungen mit der Lyrik beginnen, sich wol nun wieder einer bessern Aufnahme zu erfreuen haben. Das Drama ist bei den Indern aus Tanz und Gesang, die sie von jeher leidenschaftlich

geliebt haben, hervorgegangen, und zwar, wie bereits oben berührt, nicht unwahrscheinlich unter dem Einflusse des Vorbildes griechischer Dramen. Zu ganz eigenthümlicher Vollendung haben sie es in der Spruchpoesie und was sich daran anschließt, in der didaktischen, Fabel- und Märchenliteratur gebracht. Die metrische Form übrigens ist fast allen Werken der sogenannten Sanskritperiode, sogar auch denen der Wissenschaft, gemeinsam; der Grund dafür liegt eben wol darin, daß in derselben die Sprache aufgehört hatte allgemeine Volkssprache zu sein, und nur dem Kreise der Gebildeten, die sie erlernten, angehörte.

Innerhalb der ganzen indischen Literatur nun, obwol für die mit der größten Sorgfalt behandelten heiligen Schriften der vedischen Zeit von geringerer Bedeutung, besteht, abgesehen von dem auch bei dieser stattfindenden völligen Mangel an äußerer Chronologie, die sich eben nur durch eine innere, aus den erwähnten Namen u. dgl. erschlossene, ersetzen läßt, noch ein anderer, sehr verhängnißvoller Uebelstand. Durch den vernichtenden Einfluß nämlich des indischen Klimas ist die schriftliche Aufbewahrung literarischer Documente eine höchst schwierige; von den gegenwärtig vorhandenen Abschriften ist z. B. kaum eine älter als 4—500 Jahre, dieselben müssen daher überaus häufig wiederholt werden. Infolge hiervon hat fast in allen Zweigen der Wissenschaft oder Dichtkunst, wo nicht ein anderer praktischer Einfluß dazwischentritt, der glücklichere Nachfolger seinen übertroffenen Vorgänger gänzlich verdrängt; Letzterer war überflüssig, wurde daher beiseite geschoben, nicht mehr

auswendiggelernt, nicht mehr abgeschrieben. Und so besitzen wir fast überall nur die Blütenwerke, in denen ein jeder Zweig seinen Culminationspunkt erreicht hat, und die als die classischen Muster dienen, nach denen sich später die moderne, eigener Productionskraft mehr oder weniger beraubte Literatur gebildet hat. Aber auch auf die vorhandenen Texte selbst hat die Schwierigkeit der schriftlichen Aufbewahrung sehr schädlich gewirkt, insofern bei dem häufigen Abschreiben viele Aenderungen und Zusätze ganz willkürlicher Art, theils mit Absicht gemacht, theils aus Fehlern der Copisten entstanden, nicht ausgeblieben sind. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Ueberlieferung vieler derselben ursprünglich rein traditionell war, die schriftliche Aufzeichnung erst später und vielleicht gleichzeitig an verschiedenen Orten geschah, sodaß uns einige Hauptwerke der indischen Poesie in mehren bedeutend von einander abweichenden Recensionen vorliegen. Es kann somit in den meisten Fällen an die sichere Restituirung des ursprünglichen Textes gar nicht gedacht werden, und nur da, wo alte Commentare vorliegen, ist derselbe einigermaßen, für die Zeit dieser Commentare wenigstens, gesichert. Hieraus ergibt sich wol, welche schwierige Aufgaben dem indischen Philologen zur Lösung vorliegen; gerade aber, daß hier noch so viel frisches, unbebautes Feld der Bestellung harrt, ist freilich auch wieder ein Hauptreiz dieser Studien; man kann mit etwas Energie und Ausdauer so leicht zu lohnenden Resultaten gelangen. Die Arbeit der Kritik hat eben kaum erst begonnen und gleicht noch den Ansiedelungen in einem

amerikanischen Urwalde: wie aber aus diesem in kurzer Frist stattliche Städte emporwachsen, so wird voraussichtlich auch in dem bisherigen nächtlichen Dunkel der indischen Cultur- und Literaturgeschichte in nicht zu langer Zeit klares Licht zum Schauen geschafft sein.

Anmerkungen.

1) Ein Vortrag im Berliner wissenschaftlichen Verein, gehalten am 4. März 1854.

2) Eigentlich hat sogar ein katholischer Missionar aus Oestreich, der Karmeliter Ph. Wesdin, genannt Paulino a St.-Bartholomäo, der 1776—89 an der malabarischen Küste lebte, aus den Papieren des Jesuiten Hanxleden die erste Sanskritgrammatik zusammengestellt, die 1790 in Rom durch die Propaganda gedruckt ward, und der er 1804, ein Jahr vor seinem Tode, ein größeres Werk über diesen Gegenstand folgen ließ; allein seine Werke haben keinen wissenschaftlichen Werth und sind daher auch ohne wesentlichen Einfluß auf das Sanskritstudium geblieben. — Ein republikanisch-socialistischer Roman: „Dya na Sore oder die Wanderer", der 1789 anonym in Wien und Leipzig (bei J. Stahel) erschien, übrigens von dem Hauptmann W. F. Meyern (vgl. „Europa", April 1843, S. 263) verfaßt ist, flüchtete sich zwar, wol um der Censur zu entgehen, unter den Titel: „Eine Geschichte, aus dem Samskritt übersetzt", hat aber gar nichts mit letzterm zu thun.

3) Man hat den Namen des Stabrobates, welchen uns Ktesias als den des indischen Königs überliefert, gegen den Semiramis angeblich zu Felde zog, durch sthâvarapati, Herr der Feste, der Erde, erklärt und aus diesem Titel weitere Schlußfolgerungen über die politischen Verhältnisse Indiens zur Zeit jenes assyrischen Feldzugs gemacht (s. M. Duncker, in seiner trefflichen „Geschichte des Alterthums", II, 27); jene Erklärung ist indeß eine sehr misliche, die gewonnene Bedeutung sprachlich für jene Zeit kaum möglich; es liegt viel näher in jenem Stabrobates, dessen Name dem Ktesias von den Persern zukam, einen çtaorapati, „Herrn der Stiere", zu suchen, zumal wir einen ähnlichen Titel, açvapati, „Herrn der Rosse", am Indus im Gebrauch finden.